

## NICHOLAS GEBHARDT, NICHOLE RUSTIN-PASCHAL UND TONY WHYTON (EDS.): *THE ROUTLEDGE COMPANION TO JAZZ STUDIES.*

### Rezension von Martin Pfeleiderer

In den vergangenen Jahren wurden zahlreiche englischsprachige Kompendien und Handbücher zu verschiedenen Themengebieten der Musikforschung veröffentlicht, u.a. mehrere umfangreiche *Oxford Handbooks* oder *Routledge Companions*. Durch den Titel ›Handbuch‹ oder ›Kompendium‹ erheben diese Publikationen den Anspruch, den gegenwärtigen Forschungs- und Wissensstand in einem bestimmten Bereich umfassend und systematisch wiederzugeben. Nicht immer werden sie diesem Anspruch gerecht. Vielmehr handelt es sich bei manchen Handbüchern und Kompendien einfach um eine relativ offen angelegte Sammlung von Aufsätzen. Oder es geht, wie beim *Routledge Companion to Popular Music Analysis*<sup>1</sup> (Scotto et al. 2018), nur um einen Teilbereich des im Titel angesprochenen Gebiets – in diesem Falle um eine Übertragung von Analyseansätzen zur neueren Kunstmusik auf die populäre Musik.

Ähnlich liegt der Fall beim umfangreichen *Routledge Companion to Jazz Studies*. Denn anders als das *Oxford Companion to Jazz*<sup>2</sup> oder das *Cambridge Companion to Jazz*<sup>3</sup> geben die 44 Kapitel des Sammelbandes nicht etwa, wie man angesichts des vollmundigen Titels erwarten könnte, einen stringenten Überblick über alle – oder zumindest die meisten – Themen und Ansätze der (gegenwärtigen) Jazzforschung. Vielmehr ist das Buch eine ungeordnete Sammlung von neueren Essays und Studien zu teils zentralen, teils aber auch eher marginalen Themen, die irgendwie mit Jazz zusammenhängen. Trotz der

---

1 Circo Scotto, Kenneth M. Smith, John Lowell Brackett (eds.) (2019). *The Routledge Companion to Popular Music Analysis. Expanding Approaches*. New York, London: Routledge, Taylor & Francis.

2 Bill Kirchner (ed.) (2000). *The Oxford Companion to Jazz*. Oxford: Oxford University Press.

3 Mervyn Cooke, David Horn (eds.) (2002). *Cambridge Companion to Jazz*. Cambridge: Cambridge University Press.

Untergliederung in sechs Teile – ›Historical Perspectives‹, ›Methodologies‹, ›Core Issues and Topics‹, ›Individuals, Collectives, and Communities‹, ›Politics, Discourse, and Ideology‹, ›New Directions and Debates‹ – lässt sich kein schlüssiges Gesamtkonzept erkennen. Die Zuordnung der Texte zu den sechs Teilen ist eher zufällig und Einführungen zu den sechs Buchteilen fehlen. Die Kapitel bauen weder aufeinander auf noch nehmen sie aufeinander Bezug, sodass man geneigt ist, selbst rote Fäden durch das Kompendium zu legen und thematische Blöcke zu identifizieren. Da der begrenzte Umfang dieser Rezension keine inhaltliche Würdigung aller 44 Kapitel zulässt, konzentriere ich mich im Folgenden auf Beobachtungen zu einigen dieser thematischen Bereiche.

Ein zentraler Bereich ist die transnationale Dimension des Jazz. Wie Bruce Johnson zu Beginn seines Kapitels »Diasporic Jazz« ausführt, entstanden sowohl die ersten wissenschaftlichen Jazzstudien, die ersten Hot Clubs und Jazzmagazine als auch die ersten Jazzfestivals und Jazzstudiengänge nicht in den USA, sondern in Europa. Gleich mehrere Autor\*innen beschäftigen sich mit Aspekten der Jazzgeschichte in verschiedenen Ländern außerhalb der USA: Catherine Tackley mit dem Verhältnis von Jazz und Pop in Großbritannien, Heli Reimann mit Jazz im sowjetischen Estland, Michael Pronko mit Jazz in Japan, Eduardo Vicente mit Bossa Nova als kulturellem Symbol Brasiliens, Anna Harwell Celenza mit der US-amerikanischen Jazzdiplomatie in Italien, Christopher Ballantine mit Jazz in Südafrika und Roger Fagge mit dem britischen Historiker und Jazzkritiker Eric Hobsbawn. Übrigens ist die neue transnationale Perspektive auf Jazz inzwischen auch zu US-amerikanischen Jazzforscher\*innen durchgedrungen und taucht etwa in David Akes kritischen Auseinandersetzung mit Wynton Marsalis' ›neotraditional agenda‹ auf. Während die genannten Beiträge mit zahlreichen historischen Beobachtungen aufwarten, bleibt Frederick J. Schenkers Plädoyer »Listening for Empire in Transnational Jazz Studies« eher vage. Aus europäischer Perspektive verwundert es, dass sich US-amerikanische Kulturwissenschaftler\*innen anscheinend erst in den letzten Jahren mit der Rolle der USA als Kolonialmacht zu beschäftigen beginnen.

Für die Leser\*innen einer Online-Zeitschrift zur populären Musik ist natürlich die Position des Jazz im größeren Rahmen der populären Musik von besonderem Interesse. Während David Brackett anhand von Texten der Jazzzeitschrift *Downbeat* untersucht, wie sich die Grenzziehung zwischen Jazz und Rock, Soul und Pop im Laufe der 1960er Jahre verschoben hat, befasst sich John Howland mit den *Billboard Jazz-Charts*, in denen um 1970 auch Soul-Musiker\*innen wie Isaac Hayes gelistet wurden. Gleich zwei Beiträge beschäftigen sich mit dem Verhältnis zwischen Jazz und dem US-amerikanischen

Musical, aus dem ja immerhin viele Stückvorlagen des Jazz stammen. Julianne Lindberg fragt am Beispiel des Musicals »Pal Joey« von Richard Rodgers und Lorenz Hart nach den personellen Überschneidungen zwischen New Yorker Jazzmusiker\*innen und Orchestermusiker\*innen in Broadway-Musicals. Alan Stanbridge widmet sich dem in der Musikforschung zumeist vernachlässigten Aspekt der Sentimentalität und arbeitet überzeugend heraus, dass viele Interpretationen von Musical-Songs durch Jazzmusiker\*innen unter sentimental Vorzeichen stehen.

Zu einem weiteren Bereich lassen sich jene zahlreichen Beiträge zusammenfassen, in denen Themen verhandelt werden, die entweder für die kulturwissenschaftliche Forschung oder für die Ästhetik des Jazz – oder für beides – zentral sind: So widmen sich Autoren den Zusammenhängen von Jazz und Materialität (Floris Schuiling), Raum (»Space and Place in Jazz«, Andrew Berish), Mikrotiming (»Time and Jazz«, Mark Doffman), dem dialogischen Charakter des Jazz im Sinne Bakhtins (Charles Hersch) und dem Zusammenhang zwischen Klanglichkeit und Individualität (»The Vocalized Tone«, Tom Perchard), einer Alltagsästhetik des Jazz (Nicholas Gebhardt), dem Jazz im Radio (Tim Wall) und im Plattenstudio (Benjamin Bierman), aber auch der körperlichen Behinderung von Musiker\*innen (»Jazz and Disability«, George McKay). Ein gesondertes Kapitel zu Jazz und Gender fehlt dagegen – obwohl die Männerdominanz im Jazz seit einiger Zeit verstärkt diskutiert wird. Immerhin spielt diese Frage in einem Kapitel zur Emotionalität im Jazz (Nicole Rustin-Paschal) und im Kapitel zum Diskurs um Rasse im Jazz (Patrick Burke) eine Rolle. Die meisten der genannten Kapitel bieten eine gute Übersicht über die jüngere Diskussion zu den betreffenden Themen. Manche Autoren konzentrieren sich freilich auf die kritische Auseinandersetzung mit Ansätzen der älteren Jazzforschung und versuchen kulturwissenschaftliche Alternativen aufzuzeigen, kommen dabei jedoch über Absichtserklärungen nicht hinaus – was allerdings auch dem begrenzten Umfang der einzelnen Kapitel geschuldet sein könnte.

Gleich mehrere Kapitel setzen sich explizit mit der für den Jazz zentralen Improvisationspraxis auseinander – und zwar aus denkbar unterschiedlichen Blickwinkeln. Während etwa Peter Elsdon den Diskurs um Improvisation innerhalb der Jazzhistoriographie nachzeichnet, arbeiten Raymond MacDonald und Graeme Wilson aus einer musikpädagogischen bzw. musikpsychologischen Perspektive die Vorzüge des Improvisierens als »collaborative creativity« für die Identitätsbildung und das Wohlbefinden von Musiker\*innen heraus. Aussagekräftige und in sich geschlossene Fallstudien zu Rahmenbedingungen des Jazz bieten Marian Jog zur Gig-Ökonomie im New York der 1960er Jahre und Simon Barber zur Online-Community von Jazz-Plattensammler\*innen in den

2000er Jahren. Scott Currie stellt dar, wie Festivals in den vergangenen Jahrzehnten zu prägenden Institutionen der Jazzszene geworden sind.

Abgesehen von einigen etablierten Forschern (wie Christopher Ballantine, David Brackett, Bruce Johnson, George McKay, Wolfram Knauer oder Bruce Boyd Raeburn) lassen sich die meisten Autor\*innen des Bandes den sogenannten New Jazz Studies zuordnen, einer in Anlehnung an die New Musicology und die Cultural Studies in den 1990er Jahren in den USA entstandenen, ausdrücklich kulturwissenschaftlich orientierten Richtung der Jazzforschung. Den Pionieren der New Jazz Studies ging es darum, die herkömmliche Historiographie des Jazz als eine kanonisierte Geschichte von Musiker\*innen und Aufnahmen zu hinterfragen, durch einen Blick auf das Image des Jazz in kulturellen Bereichen außerhalb des Jazz zu ergänzen und hierdurch die Jazzforschung an die neueren Entwicklungen der Kulturwissenschaften anzubinden.<sup>4</sup> Dies deckt sich mit den Intentionen der Herausgeber\*innen, »[to] highlight the music's complex history as both sound and symbol, the multiple and often conflicting narratives that have come to define it, and the many cultural meanings and values identified with it« (xxvii). Diese Ausrichtung zieht sich durch das ganze Buch und tritt in jenen Beiträgen ganz in den Vordergrund, die sich der Rezeption von Jazz in anderen künstlerischen Ausdrucksformen widmen: im Film (Björn Helle), in Comics (Nicolas Pillai) oder in Autobiographien von Musiker\*innen (Krin Gabbard).

Dagegen fehlen weitgehend Beiträge, welche an einer Beschreibung und Analyse der musikalischen Gestaltungsmittel ansetzen. Ausnahmen sind eine Studie zu Aufführungen von George Lewis' Komposition »Voyager« (Paul Steinbeck) und ein Vergleich zwischen Aufnahmen des Jazzpianisten Bill Evans mit Re-Interpretationen durch den klassischen Pianisten Jean-Yves Thibaudet (Deborah Mawer). Das Fehlen von stilanalytischen Ansätzen überrascht, bestimmen sie doch nach wie vor zahlreiche Veröffentlichungen zum Jazz, etwa aus dem Umfeld der US-amerikanischen Music Theory oder aber des traditionsreichen Instituts für Jazzforschung in Graz. Dass die Musik in vielen Fällen geradezu zu einer Art Leerstelle wird, ist womöglich symptomatisch für die Neukonzeption der Jazzforschung als »Studies« im Sinne der Kulturwissenschaften bzw. Cultural Studies. Und manchen Autoren ist diese Leerstelle durchaus bewusst. So schreibt der US-amerikanische Literaturwissenschaftler John Gennari am Schluss seines Beitrags zu den multimedialen Performances des New Yorker Jazzpianisten Jason Moran den denkwürdigen Satz: »I have

---

4 Vgl. hierfür Martin Pfeleiderer (2019). »New Jazz Studies und die Jazzforschung heute.« In: *Jazzforschung heute. Themen, Methoden, Perspektiven*. Hg. von Martin Pfeleiderer und Wolf-Georg Zaddach. Berlin: Edition EMVAS, S. 283-310.

also become more intensely aware how much I love simply listening to the music« (125).

Das *Routledge Companion of Jazz Studies* ist zweifelsohne eine inspirierende Fundgrube für Ideen zu den vielfältigen Themen der aktuellen, zunehmend transdisziplinär ausgerichteten Jazzforschung. Die Möglichkeit, diese Themen in ein schlüssiges Gesamtkonzept einzubinden und somit eine Agenda für die zukünftigen Jazz Studies zu entwerfen, haben die Herausgeber\*innen allerdings nicht genutzt – vielleicht ist es dafür ja noch zu früh.

Nicholas Gebhardt, Nicole Rustin-Paschal, Tony Whyton (eds.) (2019). *Routledge Companion to Jazz Studies*. New York, London: Routledge (514 pp., eBook: 163 \$).